

Zeitschrift:	Zürcher Illustrierte
Band:	9 (1933)
Heft:	10
Artikel:	15 Jahre Ostasien! Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten [Fortsetzung]
Autor:	Steiner, Werner
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-752219

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

15 Jahre Ostasien!

Erlebnisse eines Schweizer Mechanikers im Fernen Osten

Von Werner Steiner

Zweite Fortsetzung

Nicht lange nach unserer Abreise brach ein Gewitter los. Unser alter Kasten stampfte. Immer heftiger hörte ich jenes mir so wohlbekannte «Prrrr», wenn sich die Schraube aus dem Wasser hob und das ganze Schiff erzittern ließ. In solchen Augenblicken gefühlte es mir immer besser oben als in der dumpfen Kabine, und ich stieg zum Kapitän auf die Brücke, um in seiner Gesellschaft eine Pfeife zu rauchen. Da — ein Knall! «Merde», hörte ich den Kapitän ausrufen, als er keinen Widerstand mehr im Rade fühlte: die Steuerruderkerne waren gerissen. Unter Fluchen und Schimpfen brachten die Matrosen die Flaschenzüge herbei; nach zwei Stunden war die Kette wieder geflickt. «Es hat keine Gefahr, sagen Sie niemandem etwas davon», rief mir der Kapitän nach. Aber beim Morgenkaffee knallte es zum zweitenmal; abermals war ein Kettenglied gesprungen. Diesmal interessierte mich die Flickerei und ich verfolgte jeden Handgriff. Als alles wieder funktionierte, nahm ich den Chefmechaniker auf die Seite.

«Haben Sie noch viele Ersatzglieder an Bord?»

«Noch zwei. Warum?»

«Weil wir noch zehn Stück brauchen werden, um nach Saigon zu kommen, wenn wir nicht besseres Wetter bekommen.»

Ich kannte ihn ja von früher her und durfte darum wohl so zu ihm sprechen.

«Ja, um Gotteswillen, was ist denn Ihrer Ansicht nach falsch an unserer Arbeit?» fragte er mich verblüfft. «Die Kette ist falsch eingezogen, und das eine Glied ist irgendwann einmal falsch eingesetzt worden. In einer gewissen Lage braucht es gar keinen starken Schlag auf das Ruder, bis das Geflickte wieder auseinander kracht.» Er gab mir

einen Arbeitsanzug und wir prüften alles nach; ich hatte recht gehabt.

Gegen Abend erreichten wir ohne weiteren Unfall Hafen und warfen Anker. Die Fracht wurde ausgeladen, Zollbeamte kamen an Bord und wir tranken mit ihnen einen Aperitif.

Schon beim dritten Absinth (in Cochinchina und Anam ein verbotenes Getränk), konnte ich aus der Unterhaltung, bei der mein Marseller das große Wort führte, heraus hören, daß Absinthschmuggel ein feines Geschäft sein müsse. Dann ging der Zolldoctor auf ein anderes Thema über.

Nach dem Nachtessen lösten wir gemeinsam die Ruder-kette und zogen sie in richtiger Weise wieder ein. Ein furchterliches Gewitter, bei dem es verschiedentlich ins Schiff einschlug, ließen wir noch vorübergehen — dann brachen wir wieder auf und fuhren in unserem Schnelltempo nach Kep. Von dort ist Saigon im Auto zu erreichen und verschiedene unserer Passagiere stiegen hier aus, froh, die Reise an Land fortsetzen zu können. Die kleine anamitische Zofe einer französischen Dame saugte beim Ausbooten, auf das Schiff zeigend: «Moi saugage contente partir, lui beaucoup méchant.»

Am folgenden Tage ließen wir Pulu-Condore an, die Verbannungsinsel, auf der alle Verbrecher ihre Strafe verbüßen, die in Französisch-Indien zu mehr als 2 Jahren Zuchthaus verurteilt worden sind. Sie ist berüchtigt für ihr heißes ungesundes Klima, bergig, mit vielen kahlen Flächen, und macht trotz ihrer landschaftlichen Schönheit einen düsteren Eindruck. Der Kapitän gab uns den guten Rat, die Kabine und hauptsächlich die Luken abzuschließen, da alle Aus- und Einladearbeiten, — wir hatten

Austern und Fische an Bord zu nehmen, — durch Sträflinge besorgt würden.

Offiziere kamen an Bord; die Absinthflasche kreiste, Neuigkeiten wurden ausgetauscht, Witze erzählt. Der Kapitän ging für eine Stunde an Land. Ich bat ihn, mich doch mitzunehmen, aber er lehnte es als zu gefährlich ab. «Diesen Kerlen», erzählte mir der zweite Offizier, «ist alles zuzutrauen. Unlängst haben sie sich der Regierungsschläuppe, die alle vierzehn Tage von Saigon aus anläuft, bemächtigt und sind damit losgefahren. Zwei Torpedoboote, die ihnen nachgeschickt wurden, konnten sie erst nach fünf Tagen in einer Bucht einfangen. Sie hatten kein Feuerholz mehr und keiner von ihnen verstand etwas von Schiffahrt.»

Der Kapitän brachte einen korsischen Gefangenewärter an Bord, sowie vier Anamiten, die ihre Zeit abgeküsst hatten. Sie winkten ihren unglücklichen Kameraden zum Abschied, als sich das Schiff in Bewegung setzte, und riefen ihren früheren Wärtern in nicht misszuverstehender Weise Schimpfworte zu. Alle vier gehörten offenbar der anamitischen Noblesse an: sie trugen seide Hosen, ebensolche Hemden mit goldenen Knöpfen und die feinsten Panamahüte. Der Älteste, ein Mann von ungefähr 30 Jahren, erzählte mir, daß sie wegen politischer Umtriebe zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden waren. Sie waren die ganze Zeit durch ihre Angehörigen mit Geld unterstützt worden, so daß sie ein eigenes Häuschen bewohnten und sich ab und zu etwas leisten konnten, auch blieben sie von schwerer Arbeit verschont. Trotzdem waren sie von allem unterrichtet, was sich vor und hinter den Gittern abspielte, und was sie mir erzählten, war so entsetzlich, daß es fast

**WEBER'S.
HOLLÄNDER**

SUPERTONE RADIO

der beste 5 Röhren mit dynamischem Lautsprecher, 50% bessere Leistungen, Grammofanschluß. Fr. 350.—, monatlich Fr. 30.—, Kataloge gratis.

RADIOHAUS SEEHOLZER AFFOLTERN a.A., TEL. 946.127

Frankfurterli
von hervorragender Güte

OTTO RUFF
Wurst- und Konservenfabrik
ZURICH

10. III. 33

Vieille fine Champagne Cognac Roffignac

Bei Nerven - Schmerzen

Scholl's Zino-Pflaster

beseitigen rasch und sicher
Hühneraugen
Hornhaut u. Ballen
In allen Apotheken, Drogerien u. Scholl-Depots erhältlich
1.50 p. Schachtel

HOTEL SOLBAD STORCHEN
Rheinfelden

Das komfortable, bürgerliche Haus mit seinen mäßigen Preisen. Pension von Fr. 8.— bis Fr. 10.—. Etagenbäder. Nähe Kurbrunnen. Gulepfl. Butterküche. Bitte Prospekte verlangen. Tel. 171. G. Hurt.

unmöglich ist, es wiederzugeben. Als Beispiel genüge eine Tatsache für viele: Zwei junge Cambodshener waren eingeliefert worden. Die Wächter konnten es nicht verhindern, daß die zarten Burschen, von den viel stärkeren Straflingen sexuell aufs schlimmste drangsaliert wurden, im Steinbruch, beim Austerfang, in der Zelle. Als sich einmal einer der Gequälten energisch wehrte, kam es zu einem regelrechten Radau, die Wächter mußten einschreien und von Handgranaten Gebrauch machen. Der eine der Cambodshener starb bald darauf an den Folgen des geschlechtlichen Mißbrauchs und der andere lag wochenlang im Spital.

Endlich, am achten Tag unserer Fahrt, sahen wir das Licht des Leuchtturms von Cap St. Jacques aufblitzen. Eine Stunde später warfen wir Anker vor Saigon. Wir setzten uns um eine Flasche Champagner zusammen und feierten unser Glück, das uns mit heiler Haut die «Donau» verlassen ließ. «Pour cette fois, nous l'avons échappée belle», lachte unser leichtsinniger Marseiller «Cheingenieur». «Es hat nicht viel gefehlt, und wir hätten alle miteinander als Haifischfutter geendet.»

Er und ich feierten am Abend in Saigon nochmals ganz privat für uns, indem wir die berühmte «Tournée des Grands Ducs», den Rundgang bei den großen Nachtläden der Stadt absolvierten. Mein Kamerad bezahlte alles; er sei mir zu großem Dank verpflichtet wegen der «sacrée châine», meinte er, und überdies: die Sache mit den Absinthküsten sei auch diesmal glatt gegangen!

Am folgenden Tag stellte ich mich bei meiner Firma vor und verließ das Haus mit einem Vertrag in der Tasche: gute Bezahlung, freie Wohnung. Die Mühle, die ich zu montieren hatte, — sie sollte ein tägliches Quantum von 600 Tonnen bewältigen — lag 12 km vor Saigon, Chokon. Dort wurde ich zwei Herren vorgestellt, die unter meiner Aufsicht arbeiten sollten. Die beiden, ein Franzose und ein Engländer, montierten schon ein halbes Jahr an der Mühle herum, das heißt, sie ließen die Chinesenkulis monteren. Es war sehr schwer für mich, Schwung in die Arbeit zu bringen, ohne die beiden zu verletzen. Bis ich eingerichtet war, nahm ich meine Mahlzeiten bei Duc, dem Franzosen ein. Schon am ersten Abend machte er mich mit dem Polizei-Brigadier bekannt, der sich erbott, mir Koch und Boy zu besorgen, was ich dankbar annahm.

Wenn ich an diese Arbeit zurückdenke, kann ich nur sagen: Gott behüte jeden Monteur vor der Montage einer 6stöckigen Mühle, die ganz in armiertem Beton gebaut ist, und dazu ohne Rücksicht auf einzubauende Maschinen und Elevatoren; besonders wenn er noch auf einmal 20 Maurer bekommt, um in allen Böden zugleich die Löcher für Riemen, Ausläufe, Elevatoren usw. zu spritzen; dazu

von der Baufirma einen Aufpasser, damit ja kein Unterzug, Tragbalken oder Pfosten angeritzt werde. Was ich damals täglich treppauf und treppab rannte, hätte zwei Märtterhornbesteigungen ausgemacht.

Am dritten Tag erhielt ich von der «Sûreté» die Aufforderung, meinen Paß, den ich gleich nach der Ankunft in Saigon abgegeben hatte, abzuholen. Ich wurde scharf ausgefragt. Besonderes Gewicht legte man auf meine Antworten über meinen früheren Aufenthalt in Saigon bei Speidel & Co., einer deutschen Firma. Ich sah, daß in dem Merkblatt zu meinen Personallien das Wort «Suise» durchgestrichen und mit roter Tinte «se dit» (angeblich) darübergeschrieben war. Ich hatte mich nun alle 14 Tage bei der «Sûreté» zu melden, was mir auf die Länge ganz angenehm war, denn der Chef de Sûreté, ein Colmarer, unterhielt sich ebenso gerne wie ich in seinem heimatlichen Dialekt. Er selbst war ja durchaus überzeugt, daß er einen Schweizer vor sich hatte. Aber die Vorschriften! Ich ließ mir nun von zu Hause mein Militärbüchlein schicken, aus dem meine Nationalität einwandfrei festgestellt werden konnte. Später teilte er mir vertraulich mit, daß alle Unannehmlichkeiten auf die Angaben meines Freundes Duc, des Franzosen, der unter mir arbeitete, zurückgingen! Der Chef und ich wurden dann gute Freunde und meine Besuche erfolgten bald freiwillig.

Sonst war ich mit meinem Leben ganz zufrieden; ich konnte wieder Geld sparen, war an Sonn- und Feiertagen immer irgendwo eingeladen, meistens für Jagdtouren (von Saigon aus kann man mit dem Auto fast nach allen Windrichtungen direkt in die Wildnis fahren!) und da es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, nahm ich auch ein Mädchen ins Haus, diesmal eine Tonkinesin. Sie konnte ausgezeichnet nähen und flicken und hielt das Haus peinlich sauber, was mir wichtigst ist als ein hübsches Gesicht. Auch hatte ich meinen Sport, das Schneppen- und Wildentenschießen, das ich gleich hinter dem Haus, in den ausgedehnten Sümpfen und Tümpeln betreiben konnte. Am meisten Spaß machte mir aber die Jagd auf die fliegenden Hunde.

Gerade über meinem Haus hatten sie ihren Strich. In Mondscheinnächten nahm ich nach dem Nachtessen mit meinem Nachbar, dem Engländer, den Kaffee im Freien, die Flinte zwischen den Knien. Dann kamen sie, schnell, in wackligem Fluge, genau wie die Schneppen auf dem Strich, erst einer, dann zwei, dann fünf. Wir wetteden und schossen abwechselnd. Aber nur die Aufgelesenen galten; fiel einer in den nahen Sumpf, war er verloren: wie ein Stein versank er. Auch tat man auf diese Weise gleichzeitig ein gutes Werk: die fliegenden Hunde*) sind

*) Der fliegende Hund oder Vampyr ist eine Fledermausart von etwa 50 bis 80 cm Flügelspannweite.

äußerst schädlich, da sie sich nur von Früchten nähren und mehr anbeißen, als sie fressen können. Ein Chinesendoktor kaufte sie uns gerne ab und zahlte einen Dollar pro Stück. Es war ein ganz schöner Nebenverdienst.

Meine Arbeit ging rasch vorwärts und die Direktion war zufrieden. Aber eines Tages machte mir Duc eine unangenehme Eröffnung: ich solle mich beizeiten nach etwas anderem umsehen; er hätte erfahren, daß die R. d. P., unsere Gesellschaft, äußerst schlecht stehe. «Die ganze Unternehmung ist ein Schwindel; der erste Direktor, der Gründer der Gesellschaft, entließ sich selbst und entschädigte sich mit 500 000 Fr. Der zweite Direktor machte dasselbe Manöver. Um uns unseren Gehalt zahlen zu können, haben die jetzigen Direktoren Blechrohre, Siebe und noch vieles andere verkaufen müssen.» Er mußte es ja wissen, er war Materialverwalter.

Daß nicht alles sauber und klar war, wußte ich auch. Es war mir z. B. aufgefallen, daß man 14 Tage nach meinem Antritt von mir verlangt hatte, ich sollte probeweise alles «instellen», mit Transmissionen, Maschinen, Elevatoren usw. Dann wurde alles umständlich photographiert. «Für Paris!» räunte man sich zu.

Am nächsten Ersten, — ich hätte mein fünftes Monatsalar erhalten sollen, — kam Bericht, es wäre gerade noch genug Geld da, um die Handwerker abzulösen, ich möchte mich einige Tage gedulden. Einen Monat später folgte die in solchen Fällen übliche Konferenz und mit Bedauern wurde uns eröffnet, daß der Konkurs bevorsteht und alles bis auf zwei Wächter entlassen werden müsse.

Die R. d. P.-Mühle kam nie in Betrieb, die Maschinen wurden unter dem Hammer verkauft. Später stellte es sich heraus, daß das Hauptgebäude schlecht fundiert war. Nach eingehenden Untersuchungen mußte es wegen Einsitzergefahr für nichtbetriebsfähig erklärt werden.

Die Regenzeit war vorbei. Also wieder auf in die Dschungel! Dort ließ es sich immer noch am besten auf glücklichere Zeiten warten.

Drei arbeitslose Schweizer im Urwald.

Meine persönlichen Angelegenheiten waren bald erledigt; die Tonkinesin war mir schon ein paar Tage vorher unter Mitnahme einer 100-Dollar-Note durchgebrannt. Sie hatte wohl geahnt, daß uns eine Trennung bevorstand. Mir war es recht so, ich kam auf diese Weise um die peinliche «Ehescheidung» herum. Koch und Boy nahm ich mit.

Als ich auf der Handelskammer, die zugleich Stellenvermittlungsbüro ist, meine Fähigkeiten anprits, führte

E. MOSSDORF

Soll man seine Windeln an der Öffentlichkeit waschen

BAHNHOFSTR.

PARADE-PLATZ

SPRUNGLI

BANK-VEREIN

BLEICHERWEG

29 TALSTR. 29

HOTZ

Das Publikum von Zürich hat letztthin tiefer als manchem lieb war hinter gewisse Zäune blicken dürfen und dabei gezwungenermaßen Unsauberkeiten und Risse entdecken müssen, die dem guten Ton und der Wahrheit arg zugesetzt haben.

Nachdem nun jedermann weiß, wo Bartel seinen Most geholt hat, sollen Viele beim Möbel-Einkaufen sich unsicher fühlen. Wem würde es daher nicht angenehm sein, seine Aussteuer oder Einzelzimmer direkt beim schweizerischen Fabrikanten beziehen zu können, unter Verbürgung von nur erster Qualität.

Die bekannte Möbelfirma Karl Hotz, die früher zahlreiche Schweizer Möbelhändler belieferte, hat in Märstetten ihre Fabrik und seit einiger Zeit im Zentrum von Zürich (Talstraße 29, gegenüber Ecke Bleicherweg, beim Paradeplatz) ihre Verkaufsräume eingerichtet, die jederzeit zwangslässig besichtigt werden können.

ACHTEN SIE AUF DAS FIRMENZEICHEN DER

MÖBELFABRIK C. HOTZ

mich der Zufall mit zwei Schweizern, Draut und Suter, zusammen. Einer war Pflanzer, der andere Holzspezialist; beide hatten ihre Stellen verloren und waren wie ich auf Arbeitssuche.

Die gleiche Lage, in der wir uns befanden, und die gemeinsame Heimat brachten uns bald einander nahe. Bei dem darauffolgenden «Hock» in Saigons großem Kaffeehaus, der «Rivoli», tranken wir Brüderlichkeit und beschlossen, für die nächsten arbeitslosen Wochen gemeinsam in den Urwald zu gehen.

Zwei Tage später brachen wir auf und fuhren zunächst mit der Bahn nach dem mir von früher her bekannten Banghoi. Mein früherer Führer, den ich engagieren wollte, war an einer Seuche gestorben. Andere waren nicht zu bewegen, mitzukommen, trotzdem wir hohe Löhne boten. Sie fürchteten wohl mit Recht die große Anstrengung, die es bedeutete würde, für drei Europäer gleichzeitig Führer zu sein.

Wir verabredeten also mit dem Hotelbesitzer, einem Chinesen, daß er uns alles Lebensnotwendige in den Wald hinaufschicken solle und fuhren allein weiter nach meinem alten Soui-Cat, wo wir leicht Unterkunft fanden und wo, wie ich wohl wußte, viel Wild anzutreffen war.

Unser Programm lautete folgendermaßen: Einer von uns übernahm für eine Woche das Schießen, einer das Einholen der Beute und der dritte hatte das Haus zu besorgen und Dörrfleisch zu fabrizieren, für den Fall, daß das Wild nicht frisch mit dem einzigen in Betracht kommenden Frühzuge nach Saigon gesandt werden konnte. Wir wollten jede Woche abwechseln, damit jeder zu seiner Jagdfreude und auch wieder zur Ruhe kam.

Für den Anfang traf Suter das Los, auf die Jagd zu gehen. Es kam nur Nachjagd mit der Laternen im Bettacht. Ich sollte ihm und später auch Draut zunächst einmal die Stellen zeigen, wo man am ehesten zum Schuss kam.

Schon nach der ersten Viertelstunde glotzten uns auf 15 Schritte Entfernung eine Hirschkuh an, aber ich ließ ihn nicht schießen; erst bei dem zehnten Augenpaar durfte Suter seine Kunst zeigen. Er legte den Hirsch mit tadellosem Kopfschuß auf die Decke. Fünf Minuten später lag auch der zweite. Genug für diesen Tag!

Suter ging allein zurück, um den Ochsenkarren zu holen, ich machte weiter Inventar über leicht zugängliche Aesungplätze. An einer Stelle zählte ich dreizehnwanzig Lichterpaare, davon sechs auf Schußnähe! Ich war zufrieden.

«Von diesem Hirsch machen wir Dörrfleisch; Draut muß auch etwas zu tun haben», meinte Suter. «Auch können wir auf diese Weise mehr herausschlagen. Auf der Pflanzung, wo ich zuletzt war, wurden 28 Dollar

für den Picul (ca. 60 kg) bezahlt und in Saigon bekommt man mindestens 32 Dollar.»

Zu Hause weckten wir Draut und schickten ihn gleich an die Arbeit. «In der nächsten Nacht möchte ich aber schießen gehen», meinte er. «Ich will auch mein Vergnügen haben.»

«Vergnügen?» erwiderte Suter. «Dieses Vergnügen kannst du gerne haben. Du mit deinen 190 cm Länge und zwei Zentnern Fett wirst etwas erleben. Steiner wird dir schon zeigen, wie man schnell und doch geräuschos vorwärtskommt.»

Draut hatte während der Fahrt von Saigon in die Wildnis ein wenig mit seinen Kenntnissen im Jagen und in der Wildbehandlung geprahlt. Nun sollte er seine Kunst zeigen!

Um neun Uhr weckte er mich: die Leute, die ihm beim Zerschneiden des Hirsches behilflich waren, würden ihm die besten Stücke stehlen, — das sei ja die reinste Räuberbande!

«Nimm einen Bambus und schlag ihnen auf die Pforten!» schrie Suter. «Wofür bist du denn da?» Damit legte er sich wieder auf die Seite. «Das Sarraut-Gesetz ist gut für Saigon, hier sind wir im Dschungel.» (Das Sarraut-Gesetz, welches das Züchten von Anamiten streng verbietet, war erst seit kurzer Zeit in Kraft.)

Einige Anamiten, — das ganze Dorf zählte drei Familien sowie einige Bahn- und Eisenbahnbäume, — hatten Draut beim Zerlegen des Hirsches geholfen. Als er dann daran ging, das Fleisch in handgroße Stücke zu zerschneiden, zu salzen und aufzuhängen, waren natürlich die Weiber und Kinder gekommen, um auch zu «helfen» und hatten große Körbe «für die Abfallstücke» gleich mitgebracht.

Ich hatte bald Ordnung geschaffen, ohne das Sarraut-Gesetz zu verletzen: gegen Überlassung von Kopf, Hals und Gepinne waren alle bereit, die ganze Arbeit des Dörrns zu übernehmen. Daß beim geringsten Versuch zu mauen der Stock in Anwendung kommen würde, machte ich ihnen allerdings klar.

Am Nachmittag verlangte der mißtrauische Suter, daß Draut zunächst seine Schießkunst zeigen solle. Beim dritten Schuß traf er die auf 30 Schritte aufgestellte leere Flasche. «Das war wohl ein Zufall», lachte Suter.

Gegen Abend brach ich dann mit Draut auf; um ihm einen Begriff vom Dschungel zu geben, zog ich mit ihm gegen die Berge zu, nicht zum Meer, wie mit Suter. In der ersten halben Stunde trafen wir auf kein Wild, außer auf einige Zibetkatzen, die Draut immer für Panther oder Tiger ansah. Plötzlich aber stand ein starker breiter Hirsch vor uns, so nahe, daß man Läufe und Geweih deutlich unterscheiden konnte.

Hier und da drehte er den Kopf nach unseren Lampen. Freundlicherweise ließ er uns Zeit, bis Draut verschlafen hätte. Draut schoß, der Hirsch drehte sich, floh ein paar Schritte und blieb dann erneut stehen.

«Zu hoch», war meine Diagnose, «du mußt tiefer halten.» Abermals knallte ein Schuß, und wieder flüchtete der Hirsch, diesmal auf Nimmerwiederssehen. Er war nur verschucht, nicht getroffen, das konnte ich leicht feststellen.

«Gib mir deine Büchse, da rechts steht wieder ein Hirsch», deute ich Draut mit Zeichensprache an. «Wo? Wo? Ich will selber schießen!» Volle fünf Minuten beleuchtete ich das Tier, — diesmal war es eine Hirschkuh, — mit der Laterne. Draut fuchtelte mit der Büchse umher und sah das Tier erst, als es floh.

Wir schlungen nun den Rückweg ein und ich schoß selbst einen Hirsch. Draut, der todmüde und durstig war, konnte fast nicht mehr weiter und fiel mehrmals in Wasserlöcher. Als ich ihn aufforderte, auf zwei ganz nahe Lichterpaare zu schießen, keuchte er: «Geh, schieß sie selber! Jetzt schieß ich nur noch auf einen Tiger und auch das nur, wenn er mich fressen will!»

Wir beschlossen, den einen Hirsch, den ich geschossen hatte, als Köder für einen Tiger liegen zu lassen. Am nächsten Morgen ging ich mit zwei Anamiten wieder an die Stelle zurück, um eine Kanzel bei dem Kadaver zu errichten. Als wir zurückkamen, waren die beiden anderen immer noch mit dem Dören des anderen Hirsches beschäftigt. Auf meine Frage, warum niemand helfe, murkte Draut, Suter hätte das Sarraut-Gesetz nicht respektiert und nun wären alle Leute davongelaufen!

Als Suter diese Nacht auf die Jagd gehen wollte, war kein Anamite zum Mitgehen zu bewegen, trotzdem wir einen ganzen Hirsch als Belohnung versprachen; auch der Ochsenkarrenmann, den wir doch für einen Monat verdingt hatten, war mitsamt seinem Karren ausgerückt.

Mein Boy lag im Fieber und so sah ich langsam das Ende unserer gemeinsamen Jagd herankommen. Es ist eben ein großer Unterschied zwischen Sport- und Erwerbsjagerei. Es kamen Moi vorbei, die uns erzählten, in einem Moi-Dorf nicht weit von Soui-Mang hätten wilde Elefanten kürzlich alles in den Boden gestampft und zertrümmert und eine Herde von acht Stück sei in den letzten Tagen auf der Bahnhlinie gesichtet worden. Auf das Drängen Drauts hin, der mit seinen 10.75-Weichbleispitz geschossen für Großwild am besten bewaffnet war, siegten wir nach Soui-Mang über. Das dortige Stationsgebäude wurde trotz Protest des Wächters kurzerhand von uns mit Beschlag belegt. Wir mußten nur darauf achten, uns still zu verhalten und uns nicht zu verraten, wenn Züge vorüberfuhren oder die Draisine mit dem



Wozu Fettaugen in der Suppe?

Liebig
FLEISCH EXTRAKT

wenn sie fad und gehaltlos ist! Mit Zunge und Gaumen prüfst Du die Suppe und merkst z.B. sofort, ob sie Kraft und Geschmack des Liebig Fleischextraktes enthält. Die damit zubereitete Suppe ist eben viel kräftiger, wohlschmeckender, sie besitzt jenes gewisse Etwas, das dem Feinschmecker die sorgfältige, liebevoll gepflegte Küche verrät.

aus saftig-frischem Fleisch gesunder Rinder die besten Stoffe in eingedickter Form:

1/8 Topf Fr. 2.10 1/4 Topf Fr. 4.—

Weitere Liebig-Produkte:
OXO Bouillon, flüssig, mit dem Geschmack feiner Suppenkräuter
OXO Bouillonwürfel, blauweiße Hülle

Liebig Depot für die Schweiz: Basel 18

B. M. W. „Das ideale Klein-Auto“

20 PS. 4-Zyl. 4 Steuer-PS.

30 PS. 6-Zyl. 6 Steuer-PS.

Es gibt kein anderes Klein-Auto, bei dem sich Komfort, Leistungsfähigkeit u. Fahrsicherheit in so hohem Maße mit niederen Betriebskosten vereinen. Eine unverbindliche Probefahrt wird Ihnen diese Tatsache bestätigen — es lohnt sich bestimmt den BMW-Wagen zu prüfen!

AUTOMOBIL - AUSSTELLUNG
GENF STAND 42

C. A. DRENOWATZ • ZÜRICH

A B T . A U T O M O B I L E . T E L E P H O N 3 2 . 2 9 8

Cramerstr. 15-17 • Ausstellung: Stauffacherquai-Ecke Schöntalstraße

32 offizielle Vertreter und Service-Stationen in der Schweiz!

kontrollierenden französischen Beamten. Wildfleisch konnten wir nun nicht mehr nach Saigon verschicken, auch die Zubereitung von Dörrfleisch war zu unständlich. Dazu kam, daß sich Suters Verhalten gegenüber den Anamiten von Soui-Cat herumgesprochen hatte und kein Eingeborener sich bei uns als Führer oder Jäger anwerben lassen wollte. Das Fieber meines Boys war besorgnisregend gestiegen, und ich schickte ihn nach Banghoi ins Spital. Der Koch war gereizt, daß er nun auch Boy spielen mußte. Wir hatten alle das letzte saubere Hemd am Leib und überall lag schmutzige Wäsche herum. Das konnte so nicht weitergehen! Wir drei Europäer taten uns zusammen und hielten unter viel Witzen und Gelächter großen Waschtag ab. Alte Militärerinnerungen tauchten in mir auf, als die Wäsche, mit Toilettenseife gewaschen, an der Leine hing; und wir waren alle, gute Dinge.

«Morgen geht's auf die Elefanteng Jagd», verkündete Suter. «Steiner macht den Führer, Draut schießt den Elefanten über den Haufen und, ich breche ihm die Zähne aus.» Der Erlös aus den Elefantenzähnen sollte gleichmäßig verteilt werden, wurde beschlossen.

Am nächsten Morgen waren wir schon in aller Frühe auf den Beinen. In der Nacht hatten wir das Trompeten der Elefanten gehört und wußten in welcher Richtung wir suchen müßten. Um neun Uhr fanden wir die Spur eines ganz großen Bullen, eines Einzelgängers. Beim ersten Halt, — der dicke Draut mußte verschlafen, — machten wir unseren Kriegsplan: Voraus als Führer ich, dann Draut, hinter ihm Suter. Je nach Umständen sollte mir dann Draut seine 10.75er überlassen. Als Signal hatte jeder eine abgeschossene Schraubpatronenhülse; denn eigentlichlicherweise scheut kein Tier den durch das Blasen über eine solche Hülse erzeugten Pfiff. Alles wurde aufs genaueste besprochen, damit später kein Wort gewechselt werden mußte, denn bei einem Elefanten weiß man nie, ob er zwanzig Schritte oder einen Kilometer von einem entfernt ist.

Zwei Stunden folgten wir der Spur; dann stießen wir auf frische, noch warme Lösung. Jeden Augenblick konnten wir vor dem Riesen stehen. Die Spur wies auf einen kleinen Hügel hinauf. Ich ließ die beiden anderen warten und kroch vorsichtig der Fährte nach. Draut hatte sich geweigert, mir sein Gewehr zu geben, selbst als Erster gehen wollte er aber auch nicht. Oben angelangt, hörte ich ein Knacken im Gebüsch. Schräg links, vierzig Schritte unter mir, saßen meine beiden Freunde auf einem Stein, hatten die Büchsen weggelegt und unterhielten sich geruhig. Auf derselben Distanz nach rechts aber sah ich die Zweige sich bewegen. Dort stand E r und äste. Ach, hätte ich doch jetzt den Mauser 10.75, dachte ich verzweifelt. Aber meine Freunde hatten wohl ganz vergessen, warum wir so weit gelaufen waren! Ich hole mein Hülse heraus, — ein sanfter Pfiff, aber keiner dreht den Kopf. Drei kurze Pfeife. Suter guckt nach mir, ich deute ihm an, daß ich gerne Drauts Büchse hätte, oder daß sie beide so lautlos wie möglich an meine Seite kommen sollten. «Siehst du den Elefanten?» rief Draut aus voller Kehle. Ich konnte nur nicken und die Hand vor den Mund halten; auch der alte Bulle mußte etwas gehört haben, denn er stellte sein Aeser ein. Die beiden hatten nun endlich begriffen, um was es ging und kamen leise näher; der dicke Draut gab sich alle Mühe, ließ aber doch einen Stein poltern und rutschte selbst ein paar Meter ab. Im gleichen Moment drehte uns der Elefant knurrend den Hintern zu und suchte brechend und krachend das Weite. Suter schickte ihm eine Kugel nach, die ihn aber nicht erreichte. Unsere Elefanteng Jagd nahm ein jähes Ende.

Vielleicht im Jahre 1928, erzählte mir ein anamitischer Jäger, den ich in Bangkok traf, daß jener alte Bulle ein böser, unsterter Kerl und kaum zu erlegen sei. Viele hätten es schon probiert, denn er tötet alle jungen Elefanten seines Gebietes. Wahrscheinlich lebt er heute noch.

Am folgenden Tag nahm ich die Verfolgung nochmals auf, diesmal allein, mit Drauts Mauser bewaffnet; zweimal hatte ich den Bullen ganz nahe und sah seine gewaltigen Zähne blitzten, aber immer im dichten Unterholz, wo ich ihn mehr hörte als sah; beide Male machte er einen fürchterlichen Lärm, sobald er mich roch oder hörte; er stampfte, schnaubte und grunzte, daß mir wirklich Hören und Sehen verging. Auf diesen Riesen hätte ich nur bei guter Deckung geschossen. Dazu kam, daß mir der Gedanke, ich müßte die Jagdbeute ja doch mit den beiden andern teilen, viel Schwung nahm.

Auch der Koch wurde nun noch krank. Wir beschlossen, nach Banghoi zu fahren, neue Leute zu engagieren und weiterzujagen. Ich für meinen Teil hatte herzlich genug von dieser gemeinsamen Jägerei, denn schließlich hatte ich die ganze Last der Unternehmung zu tragen. Ich mußte mich mit dem Engagement von Koch und Boy befassen, mit der Verproviantierung, mit der Kasse und schließlich auch mit dem Hauptteil, der Jagd selbst. Da ich von uns Dreien der Erfahrenste war, kamen die anderen mit allen Schwierigkeiten zu mir.

In Banghoi leisteten wir uns zuerst lang entbehrte Genüsse: eine gründliche Säuberung, ein gutes Bett, einen «Drink». Den Koch und den Boy sandte ich nach Saigon ins Spital; ersterer starb dort an den Folgen des Fiebers. Ich überließ es Suter und Draut, sich nach neuen Leuten umzuschauen. Wie voraussehen war, hatten sie keinen Erfolg.

«Dann probieren wir Phantiet, dort gibt es wenigstens ein bisschen Unterhaltung, die Mädchen sollen hübsch und leicht zu haben sein», schlug Suter vor.

«Aber sie riechen alle nach Fisch!», erwiderte Draut. «Da muß man sich die Nase zuhalten.»

Die Unterhaltung wurde französisch geführt; der chinesische Hotelier hatte zugehört und mischte sich ein. «Wenn es den Herren um Pläster zu tun ist, so brauchen sie nicht nach Phantiet zu fahren, auch hier kann ich hübsche junge Mädchen rufen lassen.»

In diesem Moment brachte der Postbote einen Brief für mich; er enthielt die Aufforderung, ich solle mich bei Herrn Meurisse in Saigon vorstellen, es handle sich um die Montage einer Reismühle.

Ich ließ die andern nun allein mit dem Chinesen weiterplaudern, ging ohne ein Wort zu sagen in mein Zimmer und packte.

«Ich fahre morgen nach Saigon», unterbrach ich eine Stunde später ihre Unterhaltung. «Boy, eine Flasche Guten!»

«Bleib doch hier, der Wirt wird uns Koch und Boy und Führer besorgen», riefen die Beiden.

«Nein. Ihr müßt von nun an allein jagen, ich habe wieder Arbeit», erwiderte ich stolz.

«Ohne dich hat es keinen Zweck; wenn du gehst, dann kommen wir auch.» Dann sagte Suter zum Wirt: «Mach kein so dummes Gesicht, heute abend kannst du ja doch die Mädchen kommen lassen.»

Nach dem Nachtessen kamen sie dann, alles arme Fischersöhne, deren Eltern dem chinesischen Wirt, der gleichzeitig Ladenbesitzer war, Geld schuldeten ...

Am folgenden Morgen bestiegen wir den Zug nach Saigon: ohne Tigerfelle, ohne Elefantenzähne, nur mit einigen schönen Hirschgeweihen und einem Sack gedörrt.

ten Hirschfleisches, den Suter für dreißig Dollar verkaufte. Das kostbarste waren einige Bastgeweih, für die wir 65 Dollars lösten. Das war unsere ganze Ausbeute von zwei Wochen Jagd in der Wildnis.

Auf Montage bei Franzosen und Chinesen. — Ich werde Sacharin-Schmuggler.

Ich stellte mich Herrn Meurisse vor und wurde eingestellt. Ich akzeptierte, trotzdem mich Freunde in Saigon vor ihm warnen: er sei brutal und geizig. Zwei Tage später sollte ich mit ihm nach Baclien fahren. Außerdem mein Gepäck wurden alte Riemen scheiben und sogar ein Flaschenzug in dem «Essex» verstaat. Herr Meurisse chauffierte selbst und eröffnete mir während der Fahrt, daß er den Rekord auf der Strecke Saigon-Baclien innehatte. Jedenfalls wollte er auf dieser Fahrt den Rekord noch verbessern; wir fuhren in einem unheimlichen Tempo, 90 bis 100 km, selbst durch die kleinen Dörfer. 2 km vor Baclien kam plötzlich der Wagen ins Schleudern, wir fuhren links herum an einen Baum und — da lagen wir nun, der Wagen genau entgegengesetzt zu der Fahrtrichtung und wir beide darunter, — glücklicherweise mit aufgespanntem Dach. Meurisse war ein korporanter Herr, aber mir gelang es, mich herauszuwinden, den Wagen emporzuheben und meinem Chef herauszuheulen. Es war allerhöchste Zeit: der Wagen brannte.

Außer einigen Schürfungen und Quetschungen war alles gut abgelaufen, nur der Wagen war vollkommen demoliert. Meurisse, der bald nach Europa reisen wollte und gerne seinen Wagen verkauft hätte, hatte Glück gehabt, denn die Versicherung zahlte die volle Summe aus.

Ich sah bald, daß man vielseitig sein mußte, wenn man Meurisse befriedigen wollte. Das Mühlengebäude war zugleich Eisfabrik und mechanische Werkstätte. Daneben mußte ich mit Holzkohlen, Backsteinen und Strässen handeln. Im Kanal lag eine havarierte Dschunke, die Meurisse an einer Auktion gekauft hatte; diese sollte ich reparieren. Dann war da ein Riesenhaufen Maschinen, die kläglichen Überreste aus Feuerbrünsten, T-Träger, Winkelisen, Zahnräder und Transmissionen; alles verdreht und verbogen. Dieses ganze Material mußte repariert und aufgefrischt werden. Eine kleine Eismaschine war im Betrieb, eine größere hatte ich zu montieren; das war meine erste Arbeit. Sobald sie lief — ich hatte auch den Verkauf des Eises zu bewerkstelligen — kam die Mühle daran.

Meurisse war in Saigon; jeden Tag schickte er mir Telegramme, ob das und jenes gemacht sei, einmal zum Beispiel: «Montieren Sie eine Vorrichtung, um Baumstämmen in Bretter zu sägen. Eine Säge finden Sie dort, graben Sie dieselbe ein. Bis wann werden Sie damit fertig sein?»

Du lieber Himmel! Die Säge war eine ausrangierte Bandsäge, die Meurisse als Alteisen gekauft hatte. Die Schienen stammten von einem Brände her und waren total verborogen.

Eine eigene Wohnung besaß ich nicht. Ich quartierte mich vorläufig im Bungalow ein, außer dem Klublokal die einzige Kneipe im Ort. Die drei Zimmer mußten jederzeit für Regierungsbeamte bereit sein. Wenn Zollbeamte von Caman oder sonst woher kamen, natürlich unangemeldet, mußte ich von Knall und Fall mein Zimmer einem solchen überlassen und konnte dann sehen, wo ich die Nacht verbrachte. Für solche Fälle stellte ich mir dann in der Mühle ein Bett auf. Das also war «L'El Dorado des fonctionnaires», wie die Zeitungen Baclien bezeichneten, wenn sie über dortige Skandale berichteten!

Ich glaube, ich wäre schon in den ersten Tagen wieder davongelaufen, hätte ich nicht einen dort ansässigen Schweizer Bauunternehmer getroffen, der mir über vieles hinweg half. Er riet mir, meinem Chef nur ordentlich «die Zähne zu zeigen», dann könne man mit ihm tun was man wolle. Die Bezahlung war ja gut, und das Leben billig.

Ich stand die ganze Zeit mit einem Freund, den ich seinerzeit in Bangkok kennengelernt hatte, in Korrespondenz. Von ihm kam nur die mir hochwillkommene Anfrage, ob ich in Bangkok als Leiter von Kun Seng's Mühlenunternehmung eintreten wolle. Ich sagte sofort zu. Wir wechselten noch einige Telegramme; eine gut bezahlte Stelle wurde mir in Aussicht gestellt. Meurisse ärgerte sich mächtig, daß ich gehen wollte. Als seine Biten nichts halfen, wurde er wütend. Ich «zeigte ihm die Zähne» und dabei blieb es.

Die Reise Saigon-Bangkok machte ich wieder mit meiner alten «Donai». Sie hatte außer dem Kapitän vollständig neue Mannschaft, und die Reise verlief bei durchweg gutem Wetter ohne Unfall. In der Fahrzeit stellten wir allerdings einen neuen Langsamkeitsrekord auf: wir brauchten vorlebene zehn Tage!

Kun Seng war der Reismühlenkönig von Bangkok. Vierzehn Großmühlen standen unter seiner Kontrolle; wie reich er eigentlich war, wußte niemand. Er konnte 50 Millionen besitzen oder auch Schulden haben, — ein Spekulant der gefährlichsten Sorte.

Seine größte Mühle, die einstige deutsche «Markwald», brachte nicht mehr die frühere Leistung hervor; ich sollte nun den Betrieb wieder auf die alte Höhe bringen. Bevor Kun Seng einen festen Vertrag mit mir eingehen

(Fortsetzung Seite 305)



JUNGE SIAMESIN AUS BANGKOK

Aufnahme Lenz



von zwei Zimmern kann geräumig wirken und gesteigerten Wohnansprüchen genügen. Es kommt nur darauf an, wie man sie einrichtet. Es geht in einem und kostet nicht mehr, sie mit irgendwelchen Möbeln zu versehen oder nach raumgestaltenden Gesichtspunkten so auszustatten, dass Ihre persönlichen Lebensbedürfnisse befriedigt werden. Es wird gut sein, wenn Sie sich von neuzeitlichen Fachleuten beraten lassen.

Simmen Möbel

sind wertvoll, schön und von bester Qualitätsarbeit, aber nicht teuer.



Tr. Simmen & Cie. A.G. Brugg Lausanne Zürich

50 SIGARI VIRGINIA
fortuna
TIPO: ORO
Ditta ANTONIO FONTANA
CHIASSO

RAUCHEN IST GENUSS!

Eine Fortuna-Brissago erhöht ihn!

Bitte verlangen Sie überall die 15er Fortuna-Brissago
DITTA ANTONIO FONTANA, CHIASSO



NOCH BLENDENDER ZÄHNE

und eine bedeutende Einsparung!

"**HIER** ist eine Zahnpasta, die mir bei halbem Preise von andern noch bessere Resultate bringt. Weshalb soll ich denn beinahe doppelt so viel für eine Zahnpasta auslegen, die meine Zähne weder glänzender, noch weisser machen kann als Listerine Zahnpasta".

Nichts wirkt bei einer Frau anziehender, als gesunde, schimmernde Zähne, ein reizender Mund, ein charmantes Lächeln.

Listerine Zahnpasta macht es Ihnen möglich, dies alles in erstaunlich kurzer Zeit zu erlangen. Die besonderen reinigenden Kräfte, die in ihr enthalten sind, entfernen den Zahnstein und alle Spuren von Tabak und Entfärbung.

Gleichzeitig wird das empfindliche Email ohne den geringsten Schaden poliert. Listerine Zahnpasta ist ebenso wirksam als angenehm

im Gebrauch. Verwenden Sie sie regelmässig, dann werden Ihre Zähne stets glänzend und fleckenlos sein. Und diese wunderbare Zahnpasta kostet nur Fr. 1.50. Sie ist also viel billiger, als andere gute Zahnpasten. Die Einsparung per Person und im Monat macht wenigstens Fr. 1.- aus. Bedenken Sie nur, was Ihnen die Listerine Zahnpasta am Ende des Jahres sparen geholfen hat. Probieren Sie sie heute noch; das Resultat wird Sie begeistern.

LISTERINE ZAHNPASTA



Die Fabrikanten der Listerine Zahnpasta empfehlen Ihnen die Pro-phy-lac-tic Zahnbürste
Engros: PAUL MÜLLER A.G.
Sumiswald.

wollte, ersuchte er mich, die ganze Einrichtung in Augenschein zu nehmen, ihm darüber zu rapportieren und Vorschläge zu machen.

Alles starnte von Schmutz und Dreck, überall lagen Abfälle in Haufen herum; vor Spinnweben sah man die Decke nicht mehr. Als ich nun Kun Seng von diesen elenden Verhältnissen in Kenntnis setzte und zunächst 20 Mann verlangte, um die Mühle zu reinigen, stutzte er; dann ließ er mir sagen, ich wäre anscheinend doch nicht sein Mann, und ließ mir 600 Ticals als Entschädigung für meine Reise auszahlen.

Kurze Zeit nachher brannte diese Mühle ab; die Versicherung zahlte, obwohl damals nur ein chinesischer Betriebschef die Oberaufsicht hatte. Ich blieb nicht lange auf dem Pflaster. Eine französische Firma, deren Direktor ein Schweizer war, stellte mich ein, — diesmal nicht in meinem Beruf: ich wurde Aufseher in der Exportabteilung.

Ich lernte nun merkwürdige Produkte kennen: Sticklack, Benzoin-Gummi, Damar, Guttapercha, alles für mich fremde Dinge, über deren Behandlung und Verpackung ich noch nichts wußte. Aber mit ein wenig gutem Willen kann man vieles lernen.

Es war in jener Zeit als die englische Regierung den Zoll für Sacharin in Indien und Burma auf 20 Rupien das Pfund festsetzte. Da an der Grenze zwischen Burma und Siam noch kein richtiger Zollamt war, wurde über Mesod-Meowadi ein blühender Güterverkehr getrieben; Sacharin ging tonnenweise über die Grenze.

Ein Inder, — seine Landsleute hatten das Monopol für diesen Grenzverkehr, — hatte bei meiner Firma 5000 Pfund Sacharin bestellt; als er es abnehmen sollte, wollte oder konnte er nicht. Viele Bangkok-Firmen hatten um diese Zeit schon große Sacharinlager; der Bedarf für Indien war auf drei Jahre hinaus gedeckt. Jetzt, da Siam billigen Zucker hatte, gab es nur eines, um das Sacharin ohne Verluste los zu werden: es in Burma zu verkaufen. Den Auftrag, mit der ganzen Ladung nach Mulmein, eventuell nach Rangoon zu reisen, nahm ich gerne an, denn ich war lieber unterwegs als im Büro. Als Dolmetscher wurde mir ein Inder, Tschular Singh, mitgegeben.

Zunächst mußte einmal der ganze Bestand in Traglasten verpackt werden, in 160 Kisten zu je 30 Pfund. Unsere Reiseroute sah so aus: Mit der Bahn nach Paknampo, von dort im Ruderboot nach Raheng, dann auf Ponys nach Mesod, von dort auf Ochsenkarren nach Kawkareik, dann auf dem Lastwagen nach Kiodo und zuletzt mit dem Dampfschiff nach Mulmein.

In Paknampo hatte ich große Schwierigkeiten, Boote zu bekommen. Ich machte einen festen Fahrpreis ab;

als alles in drei Hausboote verladen war, wollten die Leute, — es waren Laos, — nicht fahren, wenn ich nicht das Doppelte des abgemachten Fahrpreises zahlte. Ich ließ also wieder ausladen, angeblich um die Fracht nach Chiangmai zu senden und von dort nach Burma zu bringen. Als die Gauner einsahen, daß es mir ernst war, wurden sie doch zahm und lenkten ein. Mein erster Preis war ja höher als jener, den sie den Indern für die gleiche Arbeit verrechneten.

Mit einer erstaunlichen Schnelligkeit wurden nun die Boote wieder beladen; am folgenden Morgen ging es den Me-Ping hinauf, Raheng zu. Es war April, das Wasser stand niedrig, und schon am zweiten Tag hieß es: Alles aussteigen und stoßen. «Au! Au!» riefen alle im Chor bei jedem Ruck. Wenn es nicht mehr ging, nahm man ein Brett zu Hilfe, es war etwa 1 m breit und 40 cm hoch, an jeder Ecke hing ein Strick, in der Mitte war eine 1½ m lange Latte angeneagelt. Vor dem Boot stand ein Mann, hielt das Brett an der Latte fest und stieß es in den Sand. Dann hieß es «Au!», die anderen zogen an den Stricken und gruben so eine Furche für den Kiel des Bootes. Stundenlang tönte das «Au!», bis man wieder in tieferem Wasser war.

Abends wurde irgendwo Halt gemacht; zwei Würfe mit dem Wurfnetz, und wir hatten genug Fische für den Abend und den folgenden Tag.

Jedes Boot hatte vier Ruderer*) und einen Koch; im ganzen war wir 17 Mann, der Dolmetscher und ich mitgerechnet. Der Me-Ping ist zwischen Paknampo und Raheng fabelhaft fischreich. Ich bekam einen Begriff davon, als ich eines Abends beim Baden meine Verdauung erledigte; ich mußte auch zu meinem Leidwesen erfahren, daß Fische sehr frisch und unanständig sein können. Zum Gaudium der Mannschaft mußte ich meinen Sarong zusammenhalten und ans Ufer rennen, hinter mir her ein Schwarm Fische. Jetzt begriff ich, warum jedesmal der Kahn angehalten wurde, wenn einer der Mannschaft ein Bedürfnis hatte!

Es war Mango-Zeit; die Bootsleute kannten alle Stellen, wo Mango-Bäume über das Wasser hingen. Wenn wir unter einem solchen Baum durchfuhren, genügten ein paar Schläge mit dem Bambus und die Früchte hagelten ins Boot.

Nach elf Tagen mühsamer Fahrt erreichten wir Raheng. Gleich nach der Ankunft wurde ich vom dortigen Gouverneur, einem liebenswürdigen, feingebildeten Mann, eingeladen und bekam das Beste vorgesetzt; auch

stellte er mir ein Zimmer mit Aussicht auf den Fluß und die Berge zur Verfügung. Würde das wohl immer so sein? Immer jene unübertreffliche Gastfreundschaft, wie sie nur in Siam zu treffen ist? Meinem Gastgeber hatte ich es zu verdanken, daß ich ohne die geringste Reiberei 82 Ponys anwerben konnte, 80 für die Sacharinisten (zwei pro Tier) und zwei Reitponys für meinen Dolmetscher und mich. Und alles zu einem sehr anständigen Preis: 8 Rupien das Stück, für den dreitägigen Marsch, Treiber und Führer inbegriffen.

Dieser Abschluß machte meinem Dolmetscher Tschular Singh einen bösen Strich durch seine Rechnung. Schon während der Bootsfahrt hatte er von Karawanen-Ponys gesprochen: er wollte mir alles besorgen, niemand könne das so billig wie er. Tatsächlich hatte er auch schon am Tage der Ankunft in Raheng die Ponys kontrahiert, und zwar zu 15 Rupien das Stück. Das wäre eine seltene Gelegenheit, redete er mir ein, ich solle es nur selbst probieren: unter 18 Rupien werde mir niemand auch nur den magersten Gaul überlassen. Sein Gesicht wurde lang und länger, als ich aufladen ließ und er von meiner Abmachung erfuhr. Nach der ersten halben Stunde Ritt fiel er von seinem Pferd, das nicht einmal in Trab ging. Träumend lag er am Boden und sein Gaul stand verwundert neben ihm.

«Es ist mir doch unbegreiflich, wie die Leute für 8 Rupien sich und die Ponys anwerben lassen konnten», waren seine ersten Worte, als ich ihm aufhalf.

«Mir ist es aber sehr begreiflich, daß Sie vor lauter Nachdenken über die entgangenen 581 Rupien vom Pferde fielen!»

«Was mich so unglücklich macht, ist, daß es ein Stammbesitz und Glaubensgenosse von mir war, der mir in Raheng drei Rupien für die eigene Tasche versprach, mich also um 340 Rupien betrügen wollte. Diesen kleinen Betrag hätte ich allerdings genommen, Herr, aber nur, um Ihnen damit in Rangoon ein Geschenk machen zu können.» Er hatte Tränen im Auge, so betrübt war er darüber, daß er nun darauf verzichten mußte . . . mir ein Geschenk zu machen!

Ich ließ ihn an der Spitze der Karawane reiten, die in drei Gruppen eingeteilt war, und ritt selbst zu hinterst. Es widerte mich an, neben diesem Gauner zu reisen und ich zog es vor, allein die Gegend zu betrachten und Grüße und Neugkeiten mit den uns entgegenkommenden Karawanenleuten zu tauschen.

Am Abend, — wir hatten den ersten Bergzug schon hinter uns, — machten wir auf einem abgeernteten Reisfeld Halt. Eine kleine verlassene Hütte gab willkommenen Unterschlupf. Kaum waren wir installiert, prasselten

*) Die Ruderer sind eigentlich eher Stößer; mit einer 4 Meter langen Bambusstange, die sie am Grund ansetzen und mit der Schulter stemmen, laufen sie am Bootrand entlang und bewegen das Boot auf diese Weise vorwärts.



selte ein heftiger Gewitterregen nieder. Ein Zelt hatten wir nicht.

Die Pony-Treiber mußten schwer arbeiten: absatteln, füttern, einen Park erstellen, die Ponys zusammenhalten. Keiner tat einen überflüssigen Handgriff, was mir übrigens schon beim Aufladen aufgefallen war: was einmal geknüpft war, mußte nicht wieder aufgelöst werden.

Der zweite Tag war beschwerlich; der halbmeterbreite Pfad führte auf eine hohe Bergspitze, und von da immer weiter auf dem Grat, ohne je wieder ins Tal herabsteigen. Ich fragte meinen Karawanenführer nach dem Grund und er erklärte mir, daß seine Vorfahren auf ihren Reisen aus strategischen Gründen Bergspitzen und Gräte den Bergsätteln und Tälern vorgezogen hätten, da sie räuberische Ueberfälle fürchteten.

«Auch heute sind die Bergwege noch am sichersten; Ueberfälle kommen immer wieder vor. Einer der Träger, denen wir eben begegneten, erzählte mir, daß einen Tag weit von hier eine Leiche ohne Kopf am Wegrand liegt. Der Herr kann sich morgen überzeugen.» Am Fuße der höchsten Bergspitze, die wir zu überschreiten hatten, machten wir ausgiebige Mittagsrast, denn nachher würden wir sechs Stunden lang kein Wasser mehr antreffen.

Wir überholten hier eine Ochsenkarawane, die einen Tag vor uns von Raheng aufgebrochen war; die Ochsen gehen bedeutend langsamer als die Ponys, tragen aber auch schwerere Lasten. Einem Pony ladet man 30 kg, dem Ochsen gewöhnlich 40 kg auf, starken Tieren sogar bis 60 kg. Es ist erstaunlich, wie geschickt die Ochsen die oft beinahe senkrechten Halden und Wände erklettern; den Treiber, der sich am Schwanz des Tieres festhält, schleppen sie nach. Allerdings reden die vielen in Schrägen liegenden Ochsen- und Pferdedekader auch ihre unheimliche Sprache. Die 60 Ochsen waren ebenfalls mit Sacharin beladen. Der begleitende Inder hatte mit Tschular Singh eine scharfe Auseinandersetzung: wir hätten erst zwei Tage später von Raheng starten sollen, um es der Ochsenkarawane zu ermöglichen, die wenigen zur Verfügung stehenden Ochsenkarren in Mesod mit Beschlag zu belegen! Also daher wehte der Wind: Man mußte sich wohl beeilen, wollte man sein Sacharin noch zu guten Preisen anbringen! Schon in Raheng hatte man mir von einem Preis von 5 Rupien das Pfund gesprochen, während noch drei Wochen früher durchwegs 15 bis 16 Rupien bezahlt wurden.

Nach dieser Karawane kam ein Trupp Laos*, die auf eigene Rechnung Schmuggeltrieben. Auf dem Weg von Siam nach Burma brachten sie Sacharin, Seide, Farbstoffe und Zigaretten hinüber; jeder trug Lasten von mehr als 30 kg. Auf dem Rückwege nahmen sie dann meistens Werkzeuge, wie Sägen und Aexte und auffallend viele Stahlachsen für Ochsenkarren mit. Wir begegneten ihnen oft auf unserem Marsch: es waren kräftige, martialisch ausschende Leute, deren Begriffe von Mein und Dein nicht sehr scharf getrennt waren. Sie trugen den Kopf in ein Tuch gehüllt; auf einer Schulter hatten sie eine 25 kg schwere Karrerachse, auf der anderen einen vierbeinigen Bock, ähnlich einem Sägebock; daran hing eine Pfanne, die Teekanne und ein halbmeterlanger mit Wasser gefüllter Bambus; um den Bauch hatte jeder eine 8 cm dicke Wurst gewickelt, bestehend aus einem langen schlauchartigen Stoffstück, in welchem sie ihren Reis verwahrten. Über der rechten Schulter hing an einer dicken roten Schnur ein Säbel in langer Holzscheide, über der Linken an einem Riemen eine Ledertasche mit Salz, Tschilli und Betel.

Daß der Lao sich mit dem schweren Bock belastet, im Gegensatz zu den Siamesen oder Khamus, die alles an einem Bambus oder Querholz tragen, hat einen hygienischen Grund: kommt er auf den Halteplatz einer Karawane, stellt er erst seinen Bock ab und hängt dann alle seine sieben Sachen daran auf. Nichts kommt mit dem Boden in Berührung, so daß das Mitschleppen des gefürchteten Hookwurmes verhütet wird. Auch nisten sich auf diese Weise auch keine Skorpione in seinen Sachen ein.

Am nächsten Abend kamen wir zum erstenmal durch ein Dorf. Leider war außer ein paar uralt Weibern und Säuglingen niemand zu sehen. Wahrscheinlich waren die anderen schon von dem Kommen eines Weißen unterrichtet worden und hatten es vorgezogen, zu verschwinden; da in der Gegend kurz vorher ein Raubüberfall passiert war, vermuteten sie in mir, dem Weißen, wohl einen Polizeioffizier. Ich versuchte, einige Eier oder ein Huhn zu kaufen. Aber ob ich nun siamesisch sprach oder eine Zeichensprache, ob ich ihnen Geld zeigte oder durch einen der Ponytreiber verhandelte, — das einzige, was ich aus den alten Frauen herausbrachte, war: «Mai ruh» — und immer wieder «Mai ruh». (Siamesisch: Ich weiß nicht.)

Diese Nacht schlügen wir unser Lager an einem Bach

* Die Laos, ein den Siamesen verwandter Stamm, bewohnen das Gebiet um den Nehang in Hinterindien.

auf. Wieder kochte ich mein Nachtessen selbst. Tschular-Singh kam zum zweitenmal zu mir, diesmal wirklich traurig, und bat mich um einige Biskuits und eine Konserve, er wolle ja bezahlen. Hungern lassen konnte ich ihn ja nicht und so gab ich ihm, was er wollte. Früher hatten ihn die Treiber von ihrem Reis essen lassen, das hatte aber jetzt aufgehört, er hatte es sich durch seine ewigen Prahlereien ganz mit ihnen verdorben. Auch war er ein schlechter Reiter, fiel oft vom Gaul und konnte dann nicht wieder aufsteigen, ohne daß ihm jemand das Pferd hielt. So war er beinahe den ganzen Nachmittag zu Fuß gelaufen; die Treiber hatten sich absichtlich um ihn herum gedrückt, um ihm nicht helfen zu müssen.

«Morgen kommen wir durch eine ganz gefährliche Gegend», redete er mich nach dem Essen an, «da wimmelt es von Räubern und die Toten liegen nur so herum; ich möchte gern mit Ihnen zusammen reiten, damit ich Sie im Notfall verteidigen kann.»

«Soviel ich gehört habe, werden nur Leute angefallen, die so unvorsichtig waren, ihr Geld irgendwo zu zeigen; mit unserem Sacharin können sie ja nichts anfangen und werden uns schon in Ruhe lassen.»

Nun zeigte mir Tschular Singh eine «Büchse», die er bei sich hatte, einen kleinen automatischen Flobert. Ein Weißer hatte ihm dieses Gewehrlein, das er früher in Saigon für 18 Dollar gekauft, mit dem Auftrag mitgegeben, es an irgend jemand in der Wildnis zu gutem Preis zu verkaufen.

Es konnte immerhin nichts schaden, sich zu bewaffnen. Am Morgen machte ich meine Pistole schußbereit. Tschular Singh band eine Schnur an seinem Flobert. Von weitem sah er wie ein Kasak aus.

Gegen neun Uhr rief mich der Anführer der Treiber an die Spitze der Karawane und zeigte mir im Gebüsch, etwas abseits vom Pferde, den Leichnam, von dem man uns am Tage vorher erzählt hatte. Er lag da ohne Kopf, der Oberkörper war nackt und voller Fliegen. Ein grausiger Gestank ging von dem nur notdürftig mit Zweigen bedekten toten Körper aus.

Die Khamoi (Diebe, Räuber) machen das immer so», erklärte der Treiber. «Wenn einer der ihrigen bei einem Ueberfall torgeschlagen wird, schneiden sie ihm den Kopf ab und nehmen ihn mit, damit die Polizei den Toten nicht erkennen kann.»

«Wie hat sich dies hier zugetragen?»

(Fortsetzung folgt)

Prof. Buser's voralpines Töchter-Institut
Sonnenreichste Lage
des Appenzellerlandes **TEUFEN** Höhenaufenthalt ohne Schulunterbruch

Eine vorbildliche **TENNIS-ANLAGE**

Die selbst nach stärkstem Regen sofort spielbaren roten „Dry-Plan-Elast“-Tennispätze mit den unverwüstlichen Metallmarkierungslinien. Die „Dry-Plan-Elast“-Plätze benötigen keine Reparatur und stellen sich in der Herstellung nicht teurer als die bisher verwendeten gewöhnlichen Plätze. Auch Umbau alter Plätze. Ausführung durch die „Dry-Plan-Elast“, Jvo Redlich, Wien, VI., Gumpendorferstraße 28-30

wie bereitwillig Auskünfte, Prospekte und Kostenvoranschläge erteilt werden.
General-Vertreter gesucht

Schnebli
Albert-Biscuits

leicht verdaulich, wohlschmeckend;
zur Kranken- und Kinderpflege
unentbehrlich.
In allen besseren Geschäften der
Lebensmittelbranche erhältlich.

Jugend
und
Schönheit...

unschätzbarer Güter

Sichern Sie sich diese Liebreize durch die Erhaltung eines frischen Teints. Benutzen Sie Palmolive-Seife. Die Grundlage ihrer Herstellung ist die einzigartige Zusammensetzung von Oliven-, Palm- und Kokosnussölen, die in der ganzen Welt wegen ihrer reinigenden und verschönenden Wirkung bekannt sind.

Palmolive-Seife ist rein in ihrer Zusammensetzung, ohne irgendwelche künstliche Färbung. Sie enthüllt die Schönheit Ihres Teints, indem sie Ihre Haut gesund und jugendlich erhält.

Ihr reicher Schaum dringt auch in die kleinsten Poren ein. Die Haut atmet freier, die Blutzirkulation wird angeregt und die frischen Farben der Jugend erscheinen wieder.

Palmolive-Seife wird in der Schweiz hergestellt und stets in einer olivengrünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift „Palmolive“.

ED 1.65 NUR NOCH: FR. 0.50

Palmolive A. G., Zürich, Tafstrasse 15.

PALMOLIVE
MARQUE DÉPOSÉE